

Haare

Mein Friseur glaubt, dass ich langweilig bin. Er sagt das nicht, aber ich sehe das an seinem Blick, wenn er mir die Haare schneidet, die Spitzen, mein klatschnasses Haar mit weißen Fäden darin, die sich wirr aufstellen und hervorspriessen überall, wie kleine weiße Drähte, die ich nicht bändigen kann, zu den ungünstigsten Gelegenheiten kommen sie heraus und entstellen mich, immer, wenn ich schön sein will, und ich sitze vor dem Spiegel und betrachte mich, mein graues Gesicht mit den ersten Falten darin, meine Haare, die jetzt noch schlimmer aussehen als sonst, lange nasse Strähnen, die an der Kopfhaut kleben, als hätte ich noch nie einen Haarschnitt gehabt, ich gebe mir große Mühe, nicht in den Spiegel zu sehen, während mein Friseur hinter mir steht und sich nach der Musik bewegt, die aus den Lautsprechern dringt, es ist eine seltsame Musik, irgendwie verrückt, lange sanfte Töne von kleinen Hopsern durchsetzt, eine Musik, die einem in die Beine fährt, nach der man tanzen könnte, aber ich tanze nie, ich höre auch nie Musik, ich bin müde, wenn ich abends von der Arbeit komme, den ganzen Tag redet jemand auf mich ein, stundenlang muß ich mir Beschwerden anhören, Anfragen, Erklärungen, Rechtfertigungen, Angaben notieren und wenn ich Johann aus dem Kindergarten abgeholt habe, will er mir erzählen, wie es im Kindergarten war, er plappert pausenlos und vergewissert sich zwischendurch: „Mama, hörst du mir zu?“, und wenn ich Johann endlich ins Bett gebracht habe und es still geworden ist, ist mein Kopf so mit Geräuschen angefüllt, dass kein einziger Ton mehr hineinpassen will, nein, ich könnte am Abend keine Musik mehr hören, aber jetzt ist es anders, mein Friseur wippt nach der

Musik, tänzelt um mich herum, der Papagei im goldenen Käfig an der Wand kreischt dazu, die Friseure klappern mit ihren Scheren und lächeln sich an, wenn sie aneinander vorbeigehen, alles ist so leicht und frei, und plötzlich will ich unbedingt wissen, welche Musik das ist, ich könnte meinen Friseur fragen, aber ich traue mich nicht, ich habe Angst, mich lächerlich zu machen, ich weiß noch nicht einmal wie man nach den Musikern fragt, sagt man „Gruppe“ oder „Band“ oder benutzt man heutzutage ein ganz anderes Wort, so lange habe ich mich nicht mehr um Musik gekümmert, dass ich die einfachsten Sachen nicht mehr weiß, und auch wenn ich in einen Plattenladen gehen würde und dem Plattenverkäufer, der sicherlich nicht mehr Plattenverkäufer heißt, die Musik beschreiben müsste, wüsste ich ebenso wenig wie, ich würde herumstottern und einen Begriff zu finden versuchen für diese Musik und der Plattenverkäufer würde mich ansehen mit einem mitleidigen Blick.

„Geht es dir gut?“ fragt mein Friseur in den Spiegel hinein und ich lächle und nicke etwas verstört und gequält.

Mein Friseur hat das gleich erkannt, als ich zum ersten Mal den Laden betrat. Ich war gerade aus einem kleinen Dorf in die Stadt zurückgekehrt, nach langen Jahren auf dem Land, und ich hatte geglaubt, ich hole das Leben wieder ein, das verloren gegangen schien in dieser Zeit, und nach den ersten Wochen tiefer Erschöpfung, dem Umräumen, der polizeilichen Meldung beim Einwohneramt und dem Zurechtfinden in der neuen Umgebung, war ich eines Abends einfach losgegangen, losgefahren in das Zentrum der Stadt, ich war durch die nächtlich erleuchteten Straßen gegangen, in denen überall Lämpchen glommen, Leuchtre-

klamen strahlten, vorbei an geöffneten Cafés und Bars, in denen Leute saßen und Cocktails tranken, und hatte einen Friseur gesucht, ich hatte schon immer geglaubt, dass ein neues Leben erst mit einer neuen Frisur beginnt, deshalb musste ich mir die Haare schneiden lassen, unbedingt, jetzt sofort, ich war an diesem Abend von einer ungewöhnlichen Entschlossenheit, und ich war in den erstbesten Laden hineingegangen, der noch geöffnet hatte, zugegeben ein etwas seltsames Geschäft, „barber shop“ stand an der Eingangstür und alles sah ein wenig merkwürdig aus, ein Pudel mit blau gefärbten Ohren kam auf mich zugerannt, der Papagei in seinem Käfig hatte „Hallo“ gekreischt, die Friseure trugen glitzernde Toupets oder ziselierte Tatoos und die Wände waren üppig mit Gold bemalt, ich hatte schüchtern in der Tür gestanden und der Friseur war auf mich zugekommen und hatte mir gesagt, dass sie gleich schließen würden, er hatte auf seine Uhr gesehen, sich zum Laden umgedreht und schließlich, auf meine leise Nachfrage, doch noch genickt, er hatte mich noch einen Moment warten lassen, auf einem roten Samtsofa mit üppigen Schnörkeln am oberen Rand und mir einen Kaffee gebracht, und schließlich hatte er mich in den Nebenraum gebeten, mich auf einem Stuhl Platz nehmen lassen, prüfend in den Spiegel geschaut und gefragt, was meine Vorstellung sei. An diesem Abend habe ich alles Mögliche erzählt, auch von dem Dorf, und mein Friseur hat sich das gemerkt.

„Und, machst du wieder einen Abstecher in die Stadt?“ fragt mein Friseur, lächelt mein Spiegelbild an und ich ärgere mich wie jedes Mal. „Nein, ich bin schon seit drei Jahren zurück, ich wohne hier!“ sage ich und möchte, dass er meinen Ärger spürt,

ich kann mir denken, was für ein Bild er von mir hat, ich bin die Hausfrau, die Mutti vom Land, die in die Stadt kommt und über das wilde Leben staunt, aber das bin ich nicht, und trotzig füge ich hinzu: „Ich wohne hier, genauso wie andere Leute auch!“ und merke im selben Moment wie albern das klingt, ich hätte etwas anderes sagen sollen, irgendeinen coolen Spruch, aber wenn es darauf ankommt, fällt mir nie einer ein, nur der Trotz in meinen Worten klingt noch im Raum, ich muß geklungen haben wie ein verbocktes Kind, dem man sein Spielzeug weggenommen hat, und ich spüre, wie mir eine fleckige Röte in die Wangen steigt, mein Friseur aber tut, als hätte er nichts gehört, er lächelt freundlich, wiegt sich in den Hüften und sucht seine Schere neben meinem Platz, „Und wie viel soll weg?“ fragt er mich dann und sieht mich fragend an, „Nur die Spitzen!“ erwidere ich, „mehr nicht!“ und wieder nickt mein Friseur und lächelt dazu, er kennt mich schon lange, so viele Jahre komme ich schon her und habe nie etwas anderes verlangt als nur die Spitzen – wie sollte es heute anders sein?

Ich bin Verwaltungsangestellte im öffentlichen Dienst, ich arbeite im Grundbuchamt und seit Frau Schneider krank geschrieben ist, seit anderthalb Jahren, wegen ihrer Leber und ihrer Galle, was sich hinzieht, wie es scheint, ist es stressig geworden, weil es zu viel Arbeit gibt, die allein kaum zu bewältigen ist, ständig klingelt das Telefon oder die Leute kommen selbst vorbei und drängeln, so dass man überhaupt nicht mehr zu seiner eigentlichen Arbeit kommt – die Leute von den Baufirmen, die Häuser gekauft haben, um sie in Eigentumswohnungen aufzustückeln und die Häuser sanieren unter einem windigen Konzept, oft ha-

ben sie die Wohnungen schon verkauft, bevor die Sanierung überhaupt begonnen hat und die Wohnungen noch gar nicht existieren, und dann kommen sie und wollen eine Vormerkung für ihre Käufer, damit die Kaufverträge überhaupt erst gültig sind, aber so einfach geht das nicht und das wollen sie nicht verstehen, sie schimpfen oder drohen oder versuchen, einen zu erpressen und werden dabei laut, „Wenn unsere Firma pleite geht, ist es nur Ihre Schuld!“ – das muss ich mir anhören, und oft ist es schwierig, dabei ruhig zu bleiben und gelassen, wie es unsere Anweisung ist, es ist nicht meine Schuld, wenn sie es so eilig haben und sie mit den Vorarbeiten überhaupt noch nicht fertig sind, zuerst muss ihr Notar die Wohnungsbildung nachweisen, damit man überhaupt sieht, wie viele Wohnungen es in dem Haus gibt, dann brauchen sie eine Abgeschlossenheitserklärung, die das Bezirksamt für Bauen und Wohnen erteilt und erst dann kommt die ganze Akte zu uns zurück und wir überprüfen genau, ob alles stimmt, die Anzahl der Räume, die Lage der Wohnungen, und ob die Summe der Teile ein Ganzes ergibt, was oft nicht der Fall ist, manchmal habe ich eine Summe von 104,47 Prozent und dann fängt alles wieder von vorne an, es ist langwierig, es braucht seine Zeit, bis alles seine Richtigkeit hat, das wollen die Leute nicht verstehen, und an manchen Tagen, nach so viel Beschimpfungen, Auseinandersetzungen und erneuten Rechnungen brummt mir der Kopf, dann warte ich, bis meine Kolleginnen gegangen sind, bleibe noch einen Moment an meinem Schreibtisch sitzen und genieße die endlich eingetretene Stille und die verstummen Telefone um mich herum. Aber andererseits will ich mich nicht beklagen, denn es ist ein guter Job. Ich habe mein Auskommen, ein gutes sogar, und die Sicherheit, dass ich den Job nicht verlieren

kann, deshalb habe ich damals, nach der Wende, eine Umschulung gemacht, zur Rechtsanwaltsgehilfin und danach ein Fachhochschulstudium an der Fachschule für Verwaltung und Rechtspflege, drei Jahre lang, und ich bin mir sicher, ohne diese Umschulung würde ich heute arbeitslos sein. Nur an manchen Tagen, wenn sich die Akten auf meinem Schreibtisch stapeln, ich zum hundertsten Mal mit einem Vorgang beginne oder meine Kolleginnen schlechte Laune haben, habe ich das Gefühl, dass mein Leben nur aus Sinnlosigkeiten besteht, alles ist so grau, öde und leer, die grauen Flure, durch die ich die Akten tragen muß, die grauen knielangen Röcke meiner Kolleginnen, die Anzüge der Besucher und auch der Himmel über meinem Kopf, wenn ich am Nachmittag auf die Straße trete, eine graue Suppe, die seit Tagen über einem hängt und deren Anblick einem irgendwas in der Brust zudrückt, und an diesen Tagen wünsche ich mir, dass in meinem Leben irgendwas geschieht, ich weiß nicht was, etwas Außergewöhnliches, etwas, worüber man sich freuen kann und bei dem die Freude noch anhält für längere Zeit, und manchmal versuche ich, mich aufzumuntern, was nicht gelingt, ich kaufe einen Blumenstrauß oder einen bunten Vorhang für's Wohnzimmer, damit es bei uns ein bisschen freundlicher ist, oder ich gehe mit Johann am Wochenende ins Puppentheater, in ein lustiges Stück, aber die Blumen verwelken, den Vorhang reißt Johann ab oder beschmiert ihn mit Schokoladenfingern und das Stück findet Johann blöd und beschwert sich hinterher, und am Abend, wenn ich Johann ins Bett gebracht habe und ich ein wenig Zeit habe für mich, frage ich mich, ob das jetzt alles gewesen ist, mein Leben, das dahinplätschert und einfach verrinnt, und ob das so bleiben wird, Belanglosigkeit, graue Himmel, Müdigkeit, Tag für Tag.

Einmal habe ich gedacht, dass sich mein Leben ändern wird. Ich hatte einen Mann kennen gelernt und mich verliebt, er wohnte nicht in der Stadt, sondern im Westen, weit weg, in einem kleinen Dorf, und ich habe ihn oft besucht, ich bin am Freitag nach der Arbeit zum Bahnhof gefahren und in den Zug gestiegen, habe aus dem Fenster gesehen und habe geträumt, es war Herbst und die Luft war rauchig und mild, es dämmerte, und ich habe die Nase an die Scheibe gepresst und die Lichter betrachtet, die vorüberhuschten in der aufkommenden Dunkelheit, ein hell erleuchtetes Haus auf einem Hügel, ein einsamer Bahnübergang oder in der Ferne eine festlich beleuchtete Stadt, es war ein wunderbares Gefühl, unterwegs zu sein, nicht zu wissen, was kommt, und ich habe ein Kribbeln im Bauch gespürt und mich nicht gerührt, nur mein Atem hat die Scheibe beschlagen und von Zeit zu Zeit habe ich die blinden Fenster saubergewischt und weiter hinausgespäht, drei Stunden bin ich so gefahren und umgestiegen, und an dem kleinen Bahnhof habe ich den Zug verlassen, als Einzige oft, und der Mann hat auf dem Bahnsteig gestanden und schon gewartet auf mich, er hat mich in seine Arme genommen und eine Weile haben wir ganz still gestanden und uns festgehalten, bevor wir zu ihm gefahren sind, in seinem Auto, einem dunkelblauen alten Ford, der schwer und dumpf geklungen hat, wir haben geschwiegen und im Auto hat der Mann seine Hand auf mein Knie gelegt und dort liegengelassen und das Auto nur mit einer Hand gelenkt, ich habe diese Fahrten genossen und von mir aus hätte es noch ewig so weitergehen können, aber dann bin ich schwanger geworden, Johann ist auf die Welt gekommen, deshalb bin ich schließlich zu dem Mann gezogen, in das kleine Dorf, und in den

Monaten vor meinem Umzug habe ich mir manchmal vorgestellt, daß jetzt ein anderes Leben beginnt.

Aber dann war in dem Dorf alles wie zuvor. Nur die Farbe der Bäume änderte sich, von einem zarten Grün im Frühling zu einem blätternen Dunkel und einem leuchtenden Rot im Herbst, am Tag habe ich den Kinderwagen durch das Dorf geschoben und am Morgen habe ich schon gewußt, was ich später kochen würde, und am Abend, wenn der Mann von der Arbeit kam, habe ich ihm das Essen hingestellt, meistens hat er schweigend gegessen und mich nichts gefragt, aber was hätte ich auch erzählen sollen, dass ich den Kinderwagen durch das Dorf geschoben habe, jeden Tag den gleichen kurzen Weg, den ich schon in- und auswendig kannte, denn es gab nur zwei Wege in dem Dorf, und eines Tages habe ich es nicht mehr ausgehalten, ich habe unsere Sachen gepackt und Johann in das Auto gesetzt, und als ich am Abend bei meiner Freundin, der ich in dieser Zeit meine Wohnung vermietet hatte, vor der Tür gestanden habe, hat sie vor Überraschung aufgeschrien.

„Und was machst du so?“ fragt mein Friseur und wippt dabei nach der Musik, unnachahmlich, irgendwie verrückt. „Nichts!“ antworte ich und ärgere mich im selben Moment, dass ich so ehrlich bin, „Ich gehe einen Kaffee trinken mit einer Freundin, und neulich war ich im Kino, aber der Film war blöd!“ und mein Friseur hört mir zu, ein wenig zerstreut, weil er auf die Musik achten muß, die in seinem Körper ist, dann besinnt er sich und lächelt meinem Spiegelbild aufmunternd zu, aber ich lächele nicht zurück, ich suche noch immer nach Worten, mit denen ich ihn fragen könnte nach der Musik, ich *muß* ihn fragen, das nächste

Mal, wenn er in den Spiegel sieht, ich glaube, daß sich mit der Musik alles ändern wird, aber mein Friseur hat sich schon abgewandt, er ist in Gedanken ganz woanders und blickt aus dem Fenster, betrachtet die Leute, die vorübergehen, während er mir nebenbei die Haare schneidet, ohne hinzusehen, leicht, schwebend, beinahe melodiös, mit sicherer Hand, er hat mich vergessen, er blickt auf die Straße, begleitet die Musik mit gespitzten Lippen, und wenn er draußen einen Bekannten sieht, richtet er sich auf und hebt die Hand zu einem leichtem, lächelnden, flatterndem Gruß.

Als ich wiedergekommen bin, damals vom Land, fand ich mich nicht zurecht. Die Stadt hatte sich verändert, überall wurde gebaut, Straßen waren umbenannt worden, meine Lieblingscafés waren geschlossen worden und neue wurden aufgemacht, überall waren Baugruben, unbekannte Gebäude, glitzernde Schriftzüge, glatte Fassaden, und ich stolperte durch die Straßen und fühlte mich fremd, ich versuchte, meine Freundinnen zu erreichen, aber meine Freundinnen hatten keine Zeit, sie hatten keine Kinder so wie ich, sie waren mit anderen Dingen beschäftigt, und manchmal, sehr selten, wenn wir uns für den Abend auf ein Glas Wein verabredeten und sie mir den Namen einer Gaststätte nannten, die ich nicht kannte, seufzten sie leise ins Telefon, kaum hörbar, um mich nicht zu verletzen, und erklärten mir mit knappen Worten den Weg, wir trafen uns immer seltener und meistens blieb ich nach der Arbeit zu Haus, ich saß in meinem Zimmer, lauschte auf Johanns Atem aus dem Nebenzimmer und starrte vor mich hin, ich hatte keine Energie mehr, um irgendwas zu tun, und oft fragte ich mich, was falsch gewesen war – das Weggehen oder

das Wiederkommen und was ich eigentlich gedacht hatte, was in meinem Leben geschieht.

„Gut so?“ fragt mein Friseur, hält einen kleinen Spiegel in mein Genick und ich schrecke auf. „Ja, wunderbar!“ murmele ich und starre angestrengt auf meinen Hinterkopf, der mir irgendwie seltsam erscheint, ich kann nicht richtig hinsehen, ich muß doch nach der Musik fragen, deshalb bekomme ich keinen Ton heraus, wahrscheinlich mache ich keine gute Figur, wie ich da sitze, mit einem bunten Frisier-Umhang um den Hals, mit roten Flecken im Gesicht, noch nicht einmal fähig zu einem lockeren Satz, aber mein Friseur bemerkt es nicht, er packt seine Sachen zusammen, nimmt mir den Umhang ab und tänzelt zum Kassentisch, die Musik ist immer noch da, sie wogt durch den Raum, sie umspült die anderen Kunden, meinen Friseur und mich, und als ich dem Friseur das Trinkgeld hinüberreiche, fasse ich mir endlich ein Herz: „Wie heißen die?“ frage ich blöd und deute auf die Boxen hinter ihm, und mein Friseur lächelt breit, endlich eine Frage, die ihm gefällt, „The sweet bitter lemons“ erwidert er, „... die sind gut, nicht?“ setzt er hinzu und sieht mich an mit einem verschwörerischen Blick, ich bin mir nicht sicher, ob er „lemons“ oder „demons“ gesagt hat, aber ich wage nicht noch einmal zu fragen, deshalb nicke ich nur matt und ärgere mich im selben Moment, es hätte alles anders werden können mit dieser Musik, doch ich habe es nicht geschafft, und enttäuscht nehme ich meinen Mantel und trete auf die Straße hinaus, die Sonne scheint, ein leichter Wind fährt in meine kurzen Haare und die letzten Töne der Musik wehen mir nach, ich müßte mich umdrehen, zurückgehen und noch einmal fragen, aber das ist albern, das würde ich

niemals tun, ich laufe weiter und blinzele in die Sonne, und trotz meiner Enttäuschung fühle ich mich mit einem Mal seltsam beschwingt, ich fahre mit der Hand durch meine kurzen Haare, spüre den Wind auf meinem Gesicht, schließe für einen kurzen Moment meine Augen und weiß nicht: soll ich jetzt unglücklich oder fröhlich sein?!
